

Büro

Mace Ojala, Leman Celik

Während ich auf die hohen Gebäude auf dem Universitätscampus zuing, blieben meine Augen an den Fenstern hängen. Von außen sahen alle Bürofenster gleich aus und bei den Fluren war es nicht anders. Ich versuchte, unser Büro zu erkennen, aber es gelang mir nicht.

Um in ihre Büros zu gelangen, nutzen die Mitarbeiter*innen der Universität Schlüssel, sogenannte Transponder, deren Codierung für den Zugang entscheidend ist. Der Code bestimmt, welche Türen sich öffnen lassen und wie lange sie geöffnet bleiben. Mit unserem Transponder ist uns die Zugangsberechtigung zu unserem Büro gegeben und auch einige andere Arbeitsräume können wir damit betreten. Es kam bereits vor, dass wir unsere Transponder mit unserem dritten Bürokollegen tauschen mussten, denn das *Schließanlagenmanagement* hatte den Transponder des Kollegen nicht rechtzeitig für den Laborraum freigeschaltet, den er nutzen wollte. Einen Moment lang untersuchten wir die Transponder – ohne Schlüsselbund waren sie ununterscheidbar, mit Ausnahme einer schwer zu sehenden Identifikationsnummer. Hier also ist es, identisch mit vielen anderen, aufschließbar mit einem unserer codierten Transponder, ein etwa 55 Kubikmeter großer physischer Raum: unser Büro – zumindest für eine gewisse Zeit.

»Your office seems like the most lived place here«, bemerkte unsere Kollegin Suzette van Haaren vor einiger Zeit im Vorbeigehen. Zwar war das sicher ein nettes Kompliment, doch wir blieben ratlos zurück und fragen uns seither, was sie damit wohl gemeint haben könnte.



Abb. 1: Büro GB 8/34

In diesem Beitrag ziehen wir drei Alternativen in Erwägung, die unsere Kollegin zu ihrer Beobachtung inspiriert haben könnten, und diskutieren diese mit Blick auf das Büroleben an der Universität und unter der Bedingung der Unbestimmtheit, die von Henri Bergson (1990) und Gilles Deleuze (1988) als Virtualität theoretisiert wurde.

Erstens könnte unsere Bürodekoration Auslöser für die Beobachtung gewesen sein. Wir würden nicht von uns behaupten, viel Energie darauf verwendet zu haben, unser Büro besonders gemütlich, persönlich oder überhaupt in irgend einer Form speziell gestaltet zu haben. Während wir kaum mit aufsehenerregendem oder provokativem Design aufwarten können, haben wir doch einige Pflanzen, ein paar Poster und eine bescheidene Snackstation zu bieten.

Alternativ könnte die Bemerkung der reinen Optik geschuldet gewesen sein, dass unser Büro an einer zentralen Stelle des Ganges liegt, den viele Personen aus unserem Forschungsverbund auf ihren täglichen Wegen beschreiten. Es stimmt, dass wir an den meisten Arbeitstagen anwesend sind, unsere Tür offen steht und wir unsere Kolleg*innen einladen vorbeizukommen. Also war vielleicht die bloße Zugänglichkeit unseres Büros der Auslöser für die Äußerung.

Oder, drittens, hat unser Büro vielleicht deshalb lebhaft gewirkt, weil unsere Forschungspraktiken hier untergebracht sind? Während wir im Büro fast ausschließlich sitzende Tätigkeiten vor dem Computer verrichten, die kaum ein Kompliment wert sind, finden unsere ethnographischen Beobachtungen, Interviews, Feldbesuche und die meisten Projektbesprechungen anderswo statt. Doch ja, gelegentlich werden wir auch hier kreativ.

Was also könnte die Lebendigkeit (*livedness*), für die unsere Kollegin unser Büro gelobt hat, bedeuten? Gehen wir mit der Frage noch einen Schritt weiter: Was trägt zur belebten Atmosphäre in einem Universitätsbüro bei?

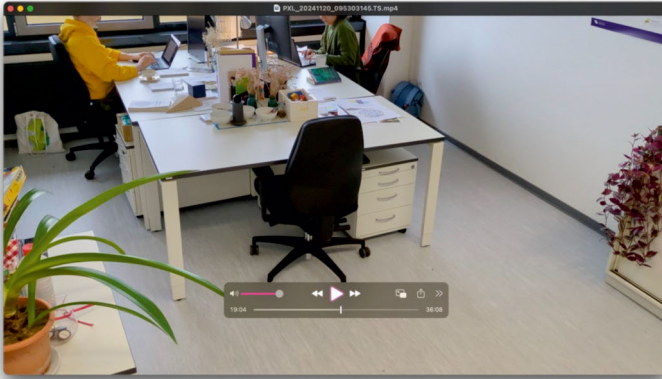


Abb. 2: Standbild einer Videoautoethnographie im Büro GB8/34

Wir fühlen uns hier wohl, doch im Prinzip ist unser Büro ein austauschbarer kubi-scher Raum mit Standard-Büromöbeln; denjenigen nicht unähnlich, die sich in nächster Nähe auf dem 110 Meter langen Flur befinden oder den hunderten, wenn nicht tausenden anderen auf dem Campus, die sich hinter einem Gesamt von 72000 Türen verbergen. In unserem physischen Büroraum sind viele unterschiedliche Gegenstände zu finden und es lohnt sich, darauf zu achten, aus welchen Gründen einige davon schon seit langer Zeit hier sind. Weil es sich um ein drei-Personen-Büro handelt, sind die entsprechenden Be-reiche durch Schreibtischgrenzen klar voneinander getrennt. Abseits von einigen Din- gen und Pflanzen, um die wir uns gemeinsam kümmern, weiß jede*r von uns genau, was ihm*ihr gehört und was nicht. Unser Büro ist damit allem voran ein geteilter Arbeits- raum, gleichzeitig aber auch ein Spiegelbild unserer klar definierten persönlichen Gren- zen. In ihrem Buch *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan@_Meets_OncoMouse*TM (oder – für diejenigen, für die die 90er-Jahre-Interpunktion ein wenig *drüber* ist – *Modest Witness*) sinniert die renommierte Technofeministin Donna Haraway über *The Laborato- ry, or the Passions of OncoMouse*, ein etwa Din-A4-großes Gemälde von Lynn Randolph aus dem Jahr 1994, das beim Schreiben an ihrer Wand hing (1997: 46–47). Das Bild zeigt die weiße Standard-Laborratte, einen der wichtigsten Modellorganismen, in einem Käfig, der von Experimentator*innen beobachtet wird. Vor unserem Bürofenster landen regel- mäßig frei fliegende Tauben – von Nörglern auch als ›Ratten der Lüfte‹ bezeichnet – und unsere Forschung findet umgeben von ihrem Gurren statt. Auf eines der anderen Büro- gebäude blickend wissen wir, dass hinter einem dieser vielen, ähnlichen Bürofenstern gefangene Labortauben in ihren Käfigen darauf warten, ihre Aufgaben in der Forschung zu erfüllen. Haraways Interpretation des allegorischen Bildes in ihrem Buch über zeitge- nössische Technowissenschaft veranlasst auch uns dazu, über die Einrichtung der Orte nachzudenken, an denen wir unsere intellektuelle Arbeit verrichten; unter welchen Bil- dern, Ikonen, Zitaten, Andenken und Erinnerungen sitzen wir, wenn wir denken und schreiben, debattieren und unser intellektuelles Leben führen?

Was die Sichtbarkeit und Zugänglichkeit unseres Büros betrifft, fällt die bidirektionale Sichtlinie durch die offene Tür auf. Diese beiläufige Schnittstelle ist durchlässig. Wie Siegert anhand früherer Schriften analysiert, verkörpert die Tür, indem sie das Potenzial für Öffnen und Schließen gleichermaßen darstellt, die Einheit der Differenz von Innen und Außen (2015: 193–195). Manchmal werden wir von Vorbeigehenden gesehen, die wir nicht bemerken, während wir andere Male beobachten, wie Menschen an der Tür vorbeigehen, ohne dass diese sich beobachtet wissen. Die intersubjektive Schnittstelle, die diese Sichtlinie herstellt, ist immer verhandelbar, indem gerufen wird oder Tempo und Art des Gehens moduliert werden, indem Augenkontakt gesucht oder vermieden oder mit gut sichtbaren Kopfhörern ein entsprechender Hinweis platziert wird etc. Diese Ethnomethoden zur Herstellung sozialer Ordnung stehen allen zur Aushandlung unserer Bürogrenze zur Verfügung. Diese Aushandlungen können, müssen sich aber nicht notwendigerweise als Ereignisse intersubjektiver Anerkennung von anderen als Mit-Bewohner*innen dieser Universität aktualisieren. Denken wir an das Potenzial zur Aktualisierung durch den Blick durch die offene Tür und an die Kulturtechniken, um dieses virtuelle Interface zu bedienen und vergleichen wir es mit dem Mangel an Virtualität jener Büros in den Sackgassen des Flurs, denen mit leerstehenden Nebenräumen, denen mit geschlossenen Türen oder denen, hinter denen online Besprechungen stattfinden. All diese Räume setzen einen Transponder voraus, oder bewusste Besuche, vereinbarte Termine, abgeglichene Kalender, Anklopfen, Einladungen, installierte Software, Lizenzen für Unternehmenssoftware etc. Online-Meetings werden zwar als *virtuell* bezeichnet, lassen aber fast vollständig die Spontaneität, Unbestimmtheit und Potenzialität und andere Charakteristika des wirklich Virtuellen vermissen.

Büroräume sind Innenräume, Container und Containertechnologien (Sofia 2000; neu veröffentlicht Open Access in Angerer 2024). Als solche sind sie Arbeitsräume in doppelter Bedeutung als Räume, in denen gearbeitet wird und Räume, die selbst arbeiten. So wie ein Einmachglas die Bedingung für die Fermentation des enthaltenen Kohls zu Sauerkraut ist und ein Datenmodell eine Bedingung für die Fermentation der enthaltenen Daten zu Realität (Tyžlik-Carver 2020; 2023), ist die Leere dieser Art von transformativen Behältern die Virtualität selbst. Wie jede*r Architekt*in bestätigen würde, prägt nicht nur unsere subjektive Innerlichkeit, sondern auch die Innerlichkeit unserer Räume die Arbeit, die wir tun und die Personen, die wir werden. Wir alle erkennen ein schreckliches Büro, wenn wir eines sehen; es kommt uns unattraktiv, unschön, deprimierend und erschreckend vor. Gleichmaßen schätzen wir ein gutes Büro; ein gutes Büro für intellektuelle Arbeit ist eine attraktive und angenehme Containertechnologie. Ein gutes virtuelles Büro muss also eine stets lebhafte Situation und ein dynamisches Apriori sein, von dem aus sich Arbeit und Personen aktualisieren können. Anstatt eine Lösung für ein klar definiertes Problem zu sein, eröffnet die lebhafte und Container-ähnliche Leere eines Büros einen Ort und eine Situation der Unbestimmtheit, der Virtualität (Bergson 1990; Deleuze 1988). Das war es wahrscheinlich, was unsere Kollegin bemerkt hat!



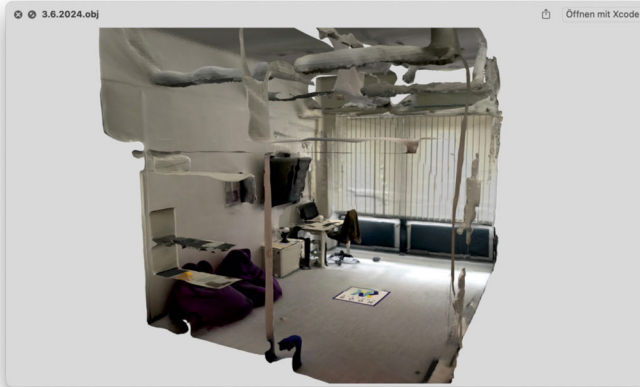


Abb. 3: Ein 3D Scan eines Büros, das sich nicht von GB8/34 unterscheidet (Scan von Manuel van der Veen)

Die Arbeit von Angestellten, einschließlich eines Großteils akademischer Arbeit, ist mittlerweile durch Online-Meetings strukturiert, deren Räume daher umgangssprachlich als ›virtuelle Büros‹ bezeichnet werden. Wegen der Gestaltungsmacht über das Innere, der Möglichkeiten, Grenzen auszuhandeln, sowie des Einschlusses von Forschungspraktiken, wie wir sie oben diskutiert haben, weisen wir die Virtualität des ›virtuellen Büros‹ als beleidigend zurück. Virtuelle Büropraktiken und die Software, die wir dafür verwenden, verarmen die Möglichkeiten, ein Büro zu aktualisieren, erheblich. Entweder erschaffen kalendergesteuerte, agendagetriebene Online-Meetings büroähnliche Situationen, oder sie tun es nicht; sie lassen wenig Raum für Virtualität, für das Mögliche-aber-nicht-Notwendige, das unser Büro auszeichnet. Online-Meetings, die vorgeben, Büros zu sein, sind sowohl von innen als auch von außen nicht zu unterscheiden, ganz gleich, von welcher Seite man auf ihre Fenster schaut. Verarmte Lebendigkeit anstelle von etwas, das ein Kompliment verdient.

Literatur

- Bergson, Henri (1990): *Matter and Memory (Matière et Mémoire, 1896)*, übers. von N.M. Paul und W.S. Palmer, New Jersey: Zone Books.
- Deleuze, Gilles (1988): *Bergsonism*, übers. von Hugh Tomlinson und Barbara Habberjam, New Jersey: Zone Books.
- Haraway, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan©_Meets_OncoMouse™*, New York: Routledge.
- Siegert, Bernhard (2015): *Cultural Techniques: Grids, Filters, Doors, and Other Articulations of the Real*, übers. von Geoffrey Winthrop-Young, New York: Fordham University Press. <https://doi.org/10.1515/9780823263783>.

- Sofia, Zoë (2000): »Container Technologies«, in: *Hypatia* 15 (2), S. 181–201. <https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.2000.tb00322.x>.
- Sofia, Zoë (2024): »Container Technologies«, in: Marie-Luise Angerer et al. (Hg.), *Containment. Technologies of Holding, Filtering, Leaking*, Lüneburg: Meson Press, S. 19–39.
- Tyzlik-Carver, Magdalena (2020): »Why to Ferment Data?«, in: *fermentingdata.net* (02.2020). Online unter: <https://fermentingdata.net/blogCollection/FermentingData/> (letzter Zugriff: 09.04.2025)
- Tyzlik-Carver, Magdalena (2023): »Fermenting Data, or what does it mean for data to have a life?:(experiments in Curating Data)«, abstract from *Re:Source*, Venice, Italy.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Büro GB 8/34. Foto: Leman Celik, Mace Ojala.
- Abb. 2: Standbild einer Videoautoethnographie im Büro GB8/34. Screenshot: Leman Celik, Mace Ojala.
- Abb. 3: Ein 3D Scan eines Büros, das sich nicht von GB8/34 unterscheidet: Scan: von Manuel van der Veen.